

# Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow

Nr. 10

Montag, den 28. Mai

1934

## Kinderspiele

Von Universitätsprofessor Dr. Albert Kieckhefer.

Die günstigste Zeit und Gelegenheit für gemeinsame Kinderspiele waren naturgemäß die großen Pausen des Vormittagsunterrichts. Da spielten alle Kinder des Dorfes zusammen; aber Knaben und Mädchen stets getrennt. Die von der Natur gegebenen Spielplätze waren die mit Gras bewachsenen „Gründe“ gegenüber der Schule vor den Gärten der Bauern Schülze und Mette. Am lieblichsten und am häufigsten gewählt wurden die beiden Greifspiele: „Schwarzer Mann“ und „Goldener Bär“. Die Höhle des goldenen Bären und die Burg des schwarzen Mannes wurden dargestellt durch kleine Gruben vor den Zäunen der beiden Bauerngärten. Gegenüber am Straßenrande standen die Scharen der Jungen oder Mädchen. Auf den Ruf des schwarzen Mannes: „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?“ antwortete der Chorus: „Niemand!“ und rannte durch den Grund nach der anderen Seite hinüber. Wer dabei vom schwarzen Manne geschlagen wurde, mußte ihn ablösen. Beim Goldenen Bären lockte die Schar mit dem Rufe: „Gold'ner Bär raus!“ den Bären aus seiner Höhle. Er durfte nur auf einem Bein humpeln und versuchte, einen Mitspieler zu schlagen. Sobald er aber den zweiten Fuß auf die Erde setzte, wurde er von der ganzen Meute verfolgt, mit Schlägen in die Grube zurückgepaukt und mußte nochmals „Bär“ sein. Beide Spiele wickeln sich unter einem fürchterlichen Loben und Säpeln der ganzen Bande ab. Gerade darum waren sie so außerordentlich beliebt. Die Frühstücksstullen in der Dürfen, durfte jeder mit der Rechten soviel Puffe austeilen wie ihm beliebte, beim Ueberqueren des Grundes und beim Zurücklaufen purzelten umgeschickte Läufer übereinander, und das gab natürlich wieder Anlaß zu schallendem Gelächter.

Unser Lehrer Hugo Giesecke hatte ja alle diese Spiele an derselben Stelle mitgespielt. Er kannte sie genau; sie hörten ihn nicht bei seinem Frühstück, und er hat sich auch niemals über den Rabau beschwert. Trat er in die Haustür und rief: „Herin!“, so wurde jedes Spiel sofort abgebrochen, und die ganze Horde strömte zurück in die Schulküche und sah im nächsten Augenblicke mit gefalteten Händen auf den Pläßen. Neben der bisher genannten waren noch andere Greifspiele, wie z. B. „Zed“, „Dritten abschlagen“, „Blumpfad“ und Versteckspiele in Übung. Im angehenden Frühjahr gab es nur ein Spiel, das alle anderen in den Hintergrund drängte, das Wurmelnspiel. Im Sommer waren Straßen und Fußwege zu staubig; der Boden mußte feucht, fest und glatt sein, sonst rollten die Würmeln nicht. Mit angehenden Hitze schlief das Spiel alljährlich vom selber ein. Im Frühjahr aber herrschte es unbeschränkt während der Schulpause wie nachmittags. Trafen sich zwei Jungen zufällig, so wurden die Würmeln aus der Hosentasche oder aus dem immer bereitgehaltenen Wurmelnbeutel genommen, und los ging der Wettkampf. Ich war durch Kauf beim Lumpenhändler und durch Gewinne zuweilen im Besitze von 200 dieser Glaskugeln. Zu den einfachen grauen, gelben, blauen oder grünen Wurmeln gestellten sich für die wohlhabenderen Spieler kleinere und größere Glaskugeln, von denen eine unter Umständen 5, 10 oder 20 und mehr Wurmeln im Werte gleichstand. Und nun wurde nicht nur „gespielt“, sondern auch getauscht, „gefüttert“, wie wir das nannten. Von kleineren und wohl gar Dümmeren dabei gar zu unverschämt über das Ohr hieb, verfiel allgemeiner Verachtung und wurde genau so beurteilt wie ein allzu gerissener Börsenjobber.

Bei Mädchen, namentlich im Alter zwischen 9 und 12 Jahren, war eines der beliebtesten Spiele der Hexentanz, natürlich auch nur, weil er mit möglich viel Geräusch oder vielmehr Rabau verbunden war. Sehr bis zwölf Mädchen standen im Kreis, legten der Nachbarin links und rechts die Hand über die Schulter, und dieser nun zu einem festen Kranz umschlingene Kreis drehte sich in lustigen Sprüngen unter dem eintönigen, aber desto lauteren Absingen des Rufes: „So ist der Hexentanz!“ in ewiger Wiederholung, bis alle erschöpft schließlich zusammenklappten, um sich für einen neuen Tanz zu verschauen. Das Gespriet dieses Hexentanzes konnte man gut von einem Ende des Dorfes bis zum anderen hören. Und darauf wurde es auch angelegt.

Daß neben diesen gemeinsamen Spielen im Freien in der Stube das Pfänderspiel mit seiner vielen Strafen, vom Steinewarren bis zum Küssen, das aber äußerst selten gewählt wurde, im Schwange war, daß auch „Stimmungenraten“ und „Was bringt die Zeitung?“ gespielt wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Zu Zweier oder Dreier war Lotteriespiel, Dame oder gar Domino beliebt.

Wir Knaben spielten Sonntags auf dem Felde oder im Walde oder auf den Bökensbergen am liebsten „Soldat“. Wenn es Abend war, wohl auch „Räuber und Stadtsohdat“ oder „Schleiche“, wobei sich die einzelnen Gruppen beschließen. Das Soldatenspiel hatte nur einen Haken. Einer mußte da kommandieren. Diese Ehre erlähnte aber gar zu hoch und wurde nicht leicht einem Schulgenossen gegönnt. Leichtler war es schon, wenn es Krieg gab gegen einen Feind. Dann mußten sich zwei Anführer in die Ehre teilen, und die beiden schlimmsten Rivalen waren damit befriedigt. Das Kommando über die ganze Schar war schwer zu erhalten und noch schwerer zu bewahren. Als ich in meinem letzten Schuljahre schon das zweite Jahr den Platz als Erster in der Schule hatte, besah ich endlich doch so viel Autorität, daß ich, wenn es zum Kommando kam, keinen Nebenbuhler hatte. So spielten wir verhältnismäßig oft Soldat unter einem Kommando. Ausgestattet waren wir natürlich mit Holzäbel, Fließbogen, Kesselstuden, allerlei Schnüren, die unserem Sonntagsgang beinahe den Anstrich einer Uniform gaben. Eines Sonntags brachten wir es sogar fertig, feilmarschmäßig durchs Dorf zu marschieren. Das erregte Aufsehen; denn es war kaum einmal vorgekommen. Ordnungsmäßig zogen wir voll einem Ende des Dorfes zum andern, vom Spritzenhause an der Kirche vorbei bis zum Ende bei Plinches. — Alles ging am Schnürchen. Eben hatten wir das Ziel erreicht. Ich kommandierte „Salt!“ „Links um!“ und wollte gerade meine ganze Kolonne auflösen. Da brach doch noch einer in ganz unverständlicher Insubordination aus, trat während aus der Reihe. Er war sogar zwei Jahre jünger als ich, hielt sich aber viel mit mir zusammen; wir nahmen sogar gemeinsamen Musikunterricht bei Hugo Giesecke. Ihm sahst wohl ein Lorbeerblatt aus seinen Ätzen zu fallen, wenn er in Reih und Glied stand. Er brach also wie ein wild gewordener Bulle aus und stellt sich mit seinem Säbel außerhalb der Reihe auf. Mich packte die Wut. Ich zog meinen Säbel, den ich schon eingesteckt hatte, trat vor den Spielverderber und holte zum Streich aus. Das ganze kleine Regiment starrte uns beide an und erwartete ganz gewiß einen Hieb über den Säbel. Verdient hatte er ihn, aber ich freute mich heute noch, daß ich mich vollkommen im Saume hatte. „Du scheinst vom Soldatengeist noch keinen Schimmer zu haben!“ brüllte ich ihn an. „Links um!“ „Rührt Euch!“ „Abtreten!“ Damit war die militärische Übung zu Ende. — Ich habe schon als Junge, weit mehr aber noch in den folgenden Jahren als Schüler vom 14.—20. Jahre bedauert, daß es damals keine straff militärische Organisation der Jugend gab, die über das „Soldatenspiel“ hinaus den Jünglingen und Knaben eine geordnete Ausbildung im Marschieren und im Geländespiel vermittelte. Am liebsten hätte ich Vorschläge für eine solche Ordnung gemacht, wäre aber damit nirgends durchgedrungen. Ich bin überzeugt, daß jeder Junge und Jüngling, der Führungseigenschaften im Blute trug, ähnlichen Gedankengängen nachging. Die Erfüllung solcher Träume brachte erst die Nachkriegszeit mit ihren auf den Kampf eingestellten Jugendbünden.

Die größte Freude eines lebendigen Jungen ist nun einmal der Kampf. Am schönsten und verhältnismäßig ungefährlich waren nach dieser Richtung hin die Schneesballschlachten. An drei solcher Schlachten habe ich teilgenommen, deren ich mich heute noch mit Wärme erinnere. Sie gingen allerdings auch weit über das Maß gewöhnlicher Schneesballpartien hinaus.

Die erste dieser Schneesballschlachten fand während meiner Knabenzeit statt in der Kiesgrube am Glasower Wege, unweit des heutigen neuen Friedhofes. Hier handelte es sich allerdings mehr um ein wohlangelegtes und ausgefülltes

Manöver. Eine Partei stand oben auf dem Stellschlinger die andere hatte diesen Abhang zu stürmen. Die Parteien waren gleich stark abgeteilt, nicht nur der Zahl, sondern auch der Kräfte nach. Es wurde lange und hart gekämpft. Die Schneebälle flogen nach oben und nach unten. Eisbälle, d. h. solche, die in der warmen Hand an der Oberfläche etwas aufgetaut wurden, dann aber bei dem starken Frost sofort zu Eis erstarrten, steinhart wurden und nicht nur die Augen, sondern auch das Leben gefährdeten, waren — wie übrigens überall — streng verpönt. Der Kampf wogte hin und her. Kaum hatten wir den Abhang bis zur Dreiviertelhöhe erreicht, so gingen uns die Kugeln aus und wir wurden wieder hinuntergeworfen. Die Entscheidung brachte dann — wie immer in solchen Fällen — die Umgehung des einen Flügels der Gegenpartei an einer Stelle, wo der Abhang nicht ganz so steil war. Aber mancher, der schon oben war, stürzte den Abhang wieder hinab und fiel weich in den da gelagerten Schnee.

Erster war ein zweiter Kampf. Wir Bahnmansdorfer mußten nach Seldow zum Konfirmandenunterricht gehen, wo der Pfarrer wohnte und ja auch heute noch wohnt. Einmal im strengen Winter entwickelte sich zwischen dem Seldowern und uns eine regelrechte Schneeballschlacht. Wie sie zustande kam, wußte wohl niemand von uns allen. Im großen und ganzen vertrugen wir uns sogar ausgezeichnet, und zwischen Hermann Krüger aus Großtietz, Hermann Schramm aus Seldow und mir, die wir in den drei Pfarrdörfern die unbeschränkte Führung in Händen hatten, bestand sogar eine Freundschaft, die unsere Knabenjahre überdauerte. Die Krieger waren bereits von der Bildfläche verschwunden. Und das war gut so; denn unter ihnen gab es wilde Raufbolde. Sie konnten also nicht mehr Partei ergreifen. Mit den Seldowern verbißten wir uns aber in einem so wilden Kampf, daß er sich über das halbe Dorf hin erstreckte. Die Seldowern

waren insofern im Vorteil, als sie ja ihr eigenes Dorf als Stützpunkt in Händen hatten und jedes Geßß ihnen Schutz gewährte, während uns nur die freie Straße blieb. Aber auch wir wußten Mauern und Zäune und Hecken gut auszunützen. So dauerte der in der Tat mit großer Erbitterung geführte Kampf einige Stunden. Ich stand hier in wildstem Streite gegen meinen Busenfreund Hermann Schramm; aber das half nicht! Kühniger mußte ja auch das Schwert gegen die Burgenbilder ziehen.

Die Schlacht blieb unentschieden. Wir ließen uns nicht aus dem Dorfe treiben, sondern räumten es erst, als der Kampf abgebrochen worden war, worauf allerdings die Seldowern Mütter nicht ohne Einfluß waren, die ihre Söhne der Reihe nach aus den Gliedern der Kämpfer herauszogen. Ich sehe noch meine alte mütterliche Freundin, die gute Mutter Schramm, mit trauriger Miene am Fenster stehen. Sie verstand einfach nicht, wie sich Freunde denartig wild befehdeten konnten. — Da der Kampf ohne Sieger und Besiegte zu Grunde ging, waren wir in der nächsten Konfirmandenstunde schon wieder Freunde.

Die dritte Schlacht fand ein Jahr später in der Wühlherde bei Köpenick statt zwischen den beiden Präparandenklassen. Auch hier wurde nach allen Regeln der Kunst gekämpft. Es war mehr ein Hinüber und Herüber der Schneebälle. Es gab keine Verwundeten, und als der Streit etwas hitziger zu werden schien und die Parteien näher aneinandertamen, wurde abgeblasen und friedlich wanderten wir heim.

In allen drei Schlachten ging es ehrlieh und ordnungsmäßig zu. Wehe dem, der einen Eisball geschleudert oder einen Stein in den Schneeball gedrückt hätte. So konnte nichts Schlimmes geschehen, aber die Kampflust der Jugend tobte sich aus nach Herzenslust.

## Ernst Moritz Arndt und seine Familiengeschichte

Von Eugen C. H. I.

### I.

Fast genau um die gleiche Zeit, als unser Heimatmuseum in der Viktoriastraße seine Pforten eröffnete, wurde in Bonn ein kleines Arndt-Museum eingeweiht, in dem Landhäuschen, das sich der Vater Arndt dort am Rhein erbaut hatte und in dem er bis zu seinem 91. Lebensjahre wirkte und starb. Nun ist es also den Arndt-Berehrern zugänglich.

Aber, wir Teslowen brauchen nicht an den Rhein zu reisen, um einen Hauch dieses Geistes zu spüren. In unserm Heimatkreise, in Stahnsdorf, lebt ein Grokneffe des Dichters, Herr Otto Arndt, ein rüstiger 75-jähriger, im Ruhestand, der persönliche Erinnerungsstücke an den Freiheitsdichter besitzt und die große Freundschaft hatte, einige davon für diese Abhandlung zur Verfügung zu stellen.

Wenn man zu dem Stahnsdorfer Herrn Arndt in die gute Stube kommt und die Möbel betrachtet, dann glaubt man in Paris zu sein: eine Kommode aus dunklem Holz mit den typischen schlanken Marmorsäulen an den vorderen Ecken, ein Marmortischchen auf überaus schlanken Füßen, ein kleiner, geschliffener Wandspiegel mit altmodischem, breitem Goldrahmen und kristallklarem Glas; Stühle aus der Zeit der Königin Luise, die einer ihrer Hofdamen gehörten und dann in den Arndtschen Familienbesitz gelangten.

Was aber Herr Arndt besonders ans Herz gewachsen ist, ist die Familienchronik vom Jahre 1898, die ein Urkel des Dichters verfaßte und für die Familienangehörigen drucken ließ, und zwei Originalbriefe, die der alte Ernst Moritz an seinen Neffen Wilhelm (Otto Arndts Vater) in Bergen auf Rügen richtete. Der erste stammt aus dem bewegten Jahre 1848. Der greise Arndt ist in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt worden, die den Versuch unternahm, ein einheitliches und freies Deutsches Reich zu begründen. Doch Arndt kannte die Dinge und kannte die Menschen. Er ging nach Frankfurt mit dem Bewußtsein, daß er, wenn er dort auch nicht viel leisten könne, so doch wenigstens „wie ein gutes altes deutsches Gewissen runderwandeln wolle und vielleicht manchen in die Bahn des Bestandes zurückführen könne“. In fünf Wahlkreisen, vier rheinischen und dem heimischen Stralund-Rügen hatte man Arndt zum „Reichstagsmann“ gewählt; für die „stählernen und eisernen Solinger“, die ihm die Wahl zuerst mitteilten, nahm er an.

Bonn, den 13. Wonnemond 1848.

Lieber Wilhelm.

Nur ein paar Worte, weil ich eben unendlich viel zu schreiben und wegzutragen habe. Ich hatte die Wahl des Kreises Solingen schon angenommen, und habe also auf die Vertretung der lieben Heimath in Frankfurt verzichten müssen. Ich bin hier sogar in vier rheinischen Kreisen für Frankfurt gewählt. Ehre genug — wenn Gott nur Kraft und Glück giebt und ich etwas Gutes ausrichten kann. Es wird dort heiße Kämpfe geben. Möge nur Verstand und Nothwendigkeit vielen Unsinne überwinden! Ich werde den 17. oder 18. in Frankfurt sein.

Für Deinen lieben letzten Brief danke ich sehr. Er war unterhaltend und malerisch zeichnend genug. Nun bitten meine Weiber auch, daß Du ihnen bald mal wieder schreibst, sie wollen auch rechtlich antworten.

Allen meinen und unsern Freunden, die sich mein erinnert haben, meinen herzlichsten Dank. Es thut einem bei solchen Gelegenheiten weh, daß man nicht zugleich in drei, vier Leibern da sein kann.

Tausend Grüße von uns allen und auch dem Vater und Bruder.

Dein E. M. Arndt.

An Herrn

Wilhelm Arndt

zu Bergen-Rügen.

Der zweite Brief, eine reine Familienangelegenheit, datiert vom 24. November 1859. Es ist einer der letzten des Dichters. Erstaunlich sind die festen und klaren Schriftzüge des 90-jährigen.

Die Arndtsche Familienchronik vom Jahre 1898 erweist sich bei näherem Studium als ein überaus interessantes familienkundliches und kulturgeschichtliches Werk. Denn Arndt ist aus dem Volke hervorgegangen. Unter den Nachkommen seines Geschlechts sind so ziemlich alle Berufe und Stände vertreten: vom bodenständigen Landmann bis zum Matrosen auf Großer Fahrt; vom Handlungsgehilfen bis zum Fabrikherrn und General. In alle Provinzen des Vaterlandes sind sie verstreut und weit darüber hinaus nach England, Amerika, Madetra, Java verschlagen.

Und alle überragt der Familienheilige, wie Ernst Moritz in der Chronik mit Recht genannt wird; der Gelehrte, Politiker und Publizist, der unerschrodene, nimmermüde Freiheitsdichter, dessen Lieder und Verse Millionen Deutscher das Herz höher schlagen ließen, und dessen bekannteste: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, und „Was ist des Deutschen Vaterland?“ der Jugend von heute wieder von Mund zu Mund gehen. Ernst Müllers; einer der neuesten Darsteller des Lebens des Dichters sagt: „Diese Lieder Arndts mit ihrem aufsehenerregenden Glaubensmuth und ihrer abschredenden Grausamkeit offenbarten die Not, in welche jene harte Zeit die Seelen auch der Besten getrieben hatte.“

Arndt ist, wie gesagt, aus dem Volke hervorgegangen. Sein Urgroßvater Andreas Arndt, der Wirth des Geschlechts, taucht gegen Ende des 30-jährigen Krieges als Corporal in schwedischen Diensten auf der Insel Rügen auf (Rügen und Pommern waren damals schwedisch), zieht den Uniformrock aus und heiratet die Tochter eines Putzbusen Landmanns. Seine Kinder werden Schäfer und Jäger auf der Insel Rügen. Der Vater von Ernst Moritz, Ludwig Nicolaus Arndt, der erste, der seinen Namen mit „dt.“ schreibt, ist Halbereiter (Förster) beim Grafen von Putbus. Er macht sich in dessen Diensten im Siebenjährigen Kriege sehr verdient, wird aus der Leibgenossenschaft frei gelassen, zum Gulsinspektor ernannt und pachtet später, auf 18 Jahre die sogenannten Löbniker-Güter, mehrere Höfe und Dörfer drei Meilen von Stralsund. So hat der Vater die finanzielle

Grundlage geschaffen für eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung seiner Kinder.

Die Mutter, Friederike Wilhelmine Schumacher, ist die Tochter eines kleinen Ackerbesizers und Krügers (Gastwirts) und wird mit den Töchtern eines reichen Pächters zusammen erzogen. Ernst Morik schildert sie in seinen Schriften als eine Frau mit schönen blauen Augen und einer prächtigen breiten Stirn und mit allerlei feinen Talenten, besonders zu Saitenspiel und Gesang begabt. „Ich denke immer an einen ewigen Frühling,“ so schreibt er später seiner Schwester, „wenn ich an sie denke.“

Die Schwestern heiraten pommerische Gutsbesitzer, die Brüder werden Gutspächter, der eine sogar Advokat und Bürgermeister in Bergen. Von ihm schreibt Ernst Morik in seinen „Schriften für und an seine lieben Deutschen“:

## Redewendungen, die den Sitten unserer germanischen Vorfahren entstammen

(Schluß.)

Von Studienrat Konrad Wiltke, Kleinmachnow.

„Lesen, den Kürzeren ziehen, einen Plan entwerfen.“

Wie bei den meisten Völkern der alten Zeit, so wurde auch bei den Germanen eine Entscheidung durch das Los gefällt, wenn auf andere Weise keine Einigung möglich war. Meist ging es dabei so vor sich, daß man dazu zwei verschieden lange Stäbchen nahm, und wer den kürzeren davon herauszog, der sollte Unrecht haben, während der längere Glück bedeutete. Auf diese germanische Sitte ist die Redewendung zurückzuführen: „Den Kürzeren ziehen!“, und wir sagen noch heute zu jemandem, der bei einem Kampfe oder einem Prozesse unterliegt, er habe den Kürzeren gezogen. Dieses Losen hatte immer eine gewisse Bedeutung für die Zukunft. Dem bei fast allen Menschen vorhandenen Wunsch, etwas über ihre Zukunft zu erfahren, trugen auch die alten Germanen öfter Rechnung; sie bedienten sich dabei häufig ihrer Sitte des Losens, nur daß sie dieselbe hierbei etwas vervollständigten, indem sie mehr als zwei Stäbchen nahmen. Auf ihnen schnitten sie ihre geheimen Schriftzeichen, die sog. Runen, ein. Derjenige, der das Schicksal befragen wollte, warf dann zuerst diese Stäbchen auf die Erde und las dann, den Blick zum Himmel gewendet, die einzelnen Stäbchen auf, deren Runen dann, ungefähr in der aufgesehenen Reihenfolge, zu einem Sinn zusammengefaßt zu werden versucht wurden. Da die Stäbchen aus Buchenholz geschnitten waren, nannte man sie Buchstäbchen oder kurz „Buchstaben“, und weil erst aus der aufgesehenen Reihenfolge ein Sinn gefunden werden sollte, so nannte man die ganze Sündeutung auch „Lesen“. Da ein Germane aus dem Sinn, der aus dem von ihm aufgesehenen Stäbchen gedeutet wurde, in der Lage war, einen Zukunftsplan zu machen, so nannte man das ganze Verfahren, bei dem ja zuerst die Stäbchen auf die Erde geworfen wurden, auch „einen Plan entwerfen“.

„Auf den Schild erheben.“

Wenn die Germanen einen neuen Führer wählten, etwa den Vorstand der Dingversammlung, oder wenn sie sich in

„Der Bruder Erik war ein ganz anderer Kerl als ich, er hatte einen hellen Kopf und ein königliches Gedächtnis, dazu ein bildnerisches, poetisches Talent. Er rebete und desklamierte wie ein König, konnte aller Menschen und Thiere, aller Alter und Geschlechter Töne, Stimmen und Gebarden nachmachen, zeichnete vortrefflich und hatte jenen stillen und leisen Wit, der von sich nichts weiß und nie sich selbst belächelt.“

Einer der Brüder wird wegen verschiedener toller Streiche in seiner Jugend der „tolle Arndt“ genannt. Sein größtes Vergnügen ist, ab und zu in Aufsehen erregender Weise vierpännig nach Greifswald zu fahren und sich im Gasthof einen frohen Tag zu machen. So etwas fiel damals auf.

(Zwei weitere Kapitel folgen.)

Kriegszeiten den Anführer wählten, den Herzog, der vor ihnen Herzog, so erforen sie immer den Mutigsten, Tapfersten und Besten ihrer freien Männer, wie er ihnen aus vergangenen Kriegszügen oder von ihren Kampfspielen her bekannt war. Der Gewählte wurde auf den Schild erhoben und dreimal im Kreise herumgetragen, damit ihn jeder Stammesgenosse sehen und ihm jubeln konnte. Aus dieser Sitte entwickelte sich später der Gebrauch des Ausdrudes „Auf den Schild erheben“ auch für vieles andere, was als neu und bedeutungsvoll eingeführt werden sollte. Aber unter der Marxistenherrschaft wandte man den übertragenen Sinn dieses germanischen Ausdrudes sogar auf Einführungen an, deren allgemeiner Wert mehr als zweifelhaft war. Da verkündigte man z. B., daß nun die kollegiale Schulleitung auf den Schild erhoben werden sollte, Bubikopf und Niggermusik wurden auf den Schild erhoben und vieles andere mehr. Diese traurige Verbildung eines echt germanischen Ausdrudes war nur möglich, seitdem sich landesverräterische Bonzen mit ihren Schiebern selber auf den Schild erhoben hatten. Wie sehr können wir uns daher dankbar freuen, daß unser Ausdruck „Auf den Schild erheben“ heute wieder seine alte germanische Bedeutung zurückgewonnen hat, seitdem das ganze Volk durch die überwältigende Zustimmung vom 12. November 1933 bewiesen hat, daß es nur die allerbesten und tapfersten Männer zu seinen Führern erforen wissen will. Das war eine wirklich echte „Auf den Schilderhebung“. Welchen Mut beweisen unsere jetzigen Führer u. a., indem sie unterm abgerüsteten Vaterlande vor dem waffenstarrenden Auslande die alte Ehre und Gleichberechtigung erzwingen. Sie sind dem ganzen Volke ein leuchtendes Vorbild untadeliger Sauberkeit und höchsten Pflichtbewußtseins, die, wie die Führer unserer germanischen Vorfahren, höchste Ehrenhaftigkeit und treuestes Verantwortungsgefühl als Ehrenmark in ihren Knochen tragen. Nur solche Männer kann unser Volk „auf den Schild erheben“, nachdem es sich wieder der Wurzeln seiner Kultur und seines Blutes bewußt geworden ist.

## Hameln, die Rattenfängerstadt

650-Jahrfeier einer weltberühmten deutschen Sage.

Von Herbert Günther.

Am 26. Juni 1934, dem Tage Johannes und Pauli, werden nach den Ueberlieferungen 650 Jahre vergangen sein, seit durch den Rattenfänger schweres Unheil über die Stadt Hameln gebracht wurde. Aus diesem Anlaß wird die zulekt im Jahre 1884 veranstaltete Feier der Rattenfängersage wiederholt. Vom 20. Mai (1. Pfingstfeiertag) bis 2. September werden eine Reihe von Veranstaltungen künstlerischer, kultureller, sportlicher, geselliger und wirtschaftlicher Art unter der Sammelbezeichnung „650-Jahrfeier der Rattenfängersage“ stattfinden. Ihren Höhepunkt wird die 650-Jahrfeier in der Woche vom 24. Juni bis zum 1. Juli erleben.

RDW. Die Jugend der ganzen Welt kennt die Sage vom Rattenfänger von Hameln, der das Weserstädtchen durch sein Flötenspiel von der Rattenplage befreit, aber den ausbedungenen Lohn nicht erhält, deshalb die Kinder mit seinem Pfeifen aus den Häusern lockt und von dannen führt. Diese Sage hat die Dichter immer wieder angeregt, die Literatur über sie ist unerschöpflich. Die Brüder Grimm haben das wunderbare Begebnis erzählt, Goethe, Simrod, Raabe den reizenden Stoff behandelt, und selbst Ausländer sind von ihm ergriffen worden, wie der große englische Poet Robert Browning in seinem Gedicht: „The pied piper of Hamelin.“ 1909 hatte unter 700 eingereichten Stücken das mit dem Shakespeare-Preis gekrönte Werk „The Piper“ die Amerikanerin Josephine Weston Peabody zum Verfasser.

Längst haben findige Köpfe Entstehung und Sinn dieser rätselvollen Sage nachgeforscht. Allmählich

schälte sich denn auch ihr historischer Kern heraus, offenbarte sich ihr Werden. Die älteste Inschrift über sie befindet sich auf einem erhaltenen Stein aus dem 16. Jahrhundert, der früher am Neuen Tor in Hameln stand. Man hat ein eigentümliches Gefühl der Feierlichkeit, wenn man ihn heute drunten in der kühlen romantischen Krypta des Domes nach seinem Geheimnis befragt. In lateinischen Worten antwortet er, das Tor sei errichtet 272 Jahre nach der Einführung der Kinder durch den Zauberer, und über dieser Mitteilung ist das Jahr 1531 eingemeißelt, unter ihr 1556. Was mag dies zu bedeuten haben? Macht man den Versuch und zieht 272 von 1531 ab, so ergibt sich die Zahl 1259; in diesem Jahre aber tobte die Schlacht in dem heute untergegangenen Orte Sedemünde, bei der Hameln im Kampf um seine Selbständigkeit gegen den Bischof von Minden die Blüte seiner Jungmannschaft opferte. Im zweiten Falle jedoch erhalten wir die Zahl 1284; in diesem Jahre wütete ein großes Kindersterben, zu dessen Andenken noch heute in der Stadtkirche ein Totengemälde hängt. Nun wurde bis zur Reformation alljährlich zum Gedächtnis der Gefallenen eine Messe gelesen, die erst 1540 wegfiel. Von da ab verblüht die Erinnerung an sie, der Rest vermischt sich wahrscheinlich mit jener zweiten Ueberlieferung, auch Gedankenverbindungen mit dem geschichtlichen Kinderkreuzzug mögen hinzugekommen sein, jedenfalls lebt nur die ungenaue Kunde einer früheren gewaltigen Heimführung von Mund zu Mund weiter — der Weg zur Legendenbildung ist frei: aus den Helden-Jünglingen werden Kinder.

Von diesen Kindern sprechen auch die beiden anderen Inschriften, die in Hameln hierüber bewahrt

geblieben sind: an der Seitenwand seines ägyptischen und dieser Beschriftung wegen „Rattenfänger-Haus“ benannten Gebäudes (aus den Jahren 1602/03) sowie an seinem wichtigsten, dem Hochzeitshaus (1612/13). Von Ratten ist in keiner der drei Inschriften die Rede. Dagegen tritt nach uralter und weitverbreiteter Vorstellung der Tod oft als Spielmann verkleidet auf, dem die Seelen der Menschen als ein Gewimmel von Ratten oder Mäusen folgt. Diese beiden Teile aus Historie und Mythos hat die Phantasie des Volkes schließlich schöpferisch miteinander verbunden zu einer einzigen und so besonders kunstvollen Sage (die meisten bestehen nur aus einem Motiv), indem es auf diese Weise zugleich dem Ganzen mit seinem nunmehrigen Umlauf der Handlung von Schuld zur Sühne einen ethischen Grundzug unterlegte, der das Geschehliche zurücktreten ließ zugunsten des Ewig-Menschlichen. Gewiß macht auch gerade dies ihre besondere Volks-

Legende und — Nachbarschaft, wobei die norddeutsche Luft an krausen Humor, Spott und Groteske nicht fehlt. Stein tritt an die Stelle von Holz, wieder löst verschwenderischer Schmutz die strenge Form ab, und schließlich bedecken sich die Schawände der Häuser mit einer fast sinnverwirrenden Fülle von Zierrat und Putz, die sich mit bewundernswertem Geschick gleichwohl immer doch sinnvoll einordnet. Es gibt Städte mit einer oder zwei Sehenswürdigkeiten aus der Vergangenheit, die dann wie Museumsstücke fremd im Strahlenzuge stehen. Ganz anders in Hameln! Jener Reichtum der Formen und ihre märchenhafte Phantastik zeichnen nicht nur einzelne Bauten aus, sondern das Gesamtbild, und dies ist das Schönste an ihr. Der Dom z. B. wurde schon im 8. Jahrhundert durch einen Schüler des Heil. Bonifatius gegründet und zur Zeit von Hamelns glücklicher Mitgliedschaft zur Hanfa umgebaut, dergleichen frühe Werke fehlen also keineswegs. Hamelns Glanzzeit aber war erst gekommen, als die Ratsherren in Schnabelschuhen, Plüderhosen und Halskragen einherstolzten, als Festmähler in Samt und Seide durch das Hochzeitshaus rauschten, als gesteigerte Lebensfreude wie ein Laumel die Stadt erfaßt hatte, den erst der Dreißigjährige Krieg zur Besinnung brachte. Ernst mahnt der Bädercharren, der das Hochzeitshaus mit dem Spätbarock des Rathhauses verbindet: „Aus Gottes reicher Milde hat der Bäder Brot, und Brot die Stadt.“ Heute flingen die grauen Mauern, roten Dächer und das kupferne Grün der dahinter aufragenden Marktkirche zusammen zu einem harmonischen Farbakkord. Wer aber auch einmal ein Renaissance-Haus von innen sehen will, besuche den Rattenfrug (Bäderstraße 16) aus den Jahren 1568/69, in dessen gefächelter Stube es sich urgemütlich sitzt (das Hochzeitshaus wurde kürzlich innen vorzüglich erneuert und mit beziehungs-vollen Fenstermalereien versehen).

An der Weser gibt es in Hameln sämude Gasthäuser, von deren Tischen man über Fluß und Berg schaut. Durch ein Wehr brausend gestaut, belebt ja der breite Weserstrom Hameln entscheidend, und gegenüber erquidt das freie Grün von Klüt (258 Meter hoch) und Stadtwald das Auge. Wie weit schweift der Blick hier oben vom Klütturm über das Häusergewirr hinweg! Regelmäßiger Verkehr zu Wasser verbindet alle die lieblichen Orte: Hannoverisch-Münden, den sehenswerten Ursprung der Weser aus Werra und Fulda; Carlshafen mit seiner malerischen Ruine Krufenberg; Bodenwerder, den Wohnsitz des berühmten Lügen-Barons Münchhausen, und talabwärts: die ehemalige Universität Rinteln; den Weserburchbruch der Borta Bessalica; die Bischofs- und Schloßstadt Minden. Wie lohnend auch die Ausflüge zu den Schlössern der Weser-Renaissance, wie Hämelschenburg und Schwöbber, oder zu dem in Norddeutschland einzigartigen Tierpark des Dhrberges! Der Teutoburger Wald liegt vor der Tür, ins anmutige Lipper Land ist es nah, in den Harz nicht weit, und ein Kranz von Bädern reiht sich ringsum an: Eilsen, Pyrmont, Salzuflen, Meinberg, Deynhausen mit der größten Thermalquelle der Welt und noch andere mehr! Ich weiß keinen besseren Rat: Jeder, der dieses Jahr nach Oberammergau oder Bayreuth reist, sollte einen Weg über die Festspiele in Hameln wählen und so ein rechtes Stück deutscher Sage, Stadtbaukunst und Landschaft kennenlernen!



Der Rattenfänger von Hameln.

tümlichkeit aus, fügten doch schon Urkunden aus dem 16. Jahrhundert der üblichen Datierung „nach Christi Geburt“ noch eine zweite „na unser Kinder utgang“ hinzu. Die berühmteste deutsche Sage ist also aus einem gemeinhin unbekanntem, kleinen, lokalen Anlaß entstanden und beinahe die einzige, deren allmähliches Wachsen hieraus sich genau zurückverfolgen läßt!

Wer 1934, 650 Jahre danach, die Straßen und Gassen Hamelns durchwandert, sieht auf Schritt und Tritt, daß die Stadt nicht nur in der Sage lebt, sondern die Sage auch in der Stadt. Jeder Blick bestätigt einem neu: Der Geist des Volkes hat recht, hier ist die Sage am rechten Ort, hier mußte ihr Schauplatz sein! Dies ist eine alte, verwunschen-würdige und echt deutsche Stadt, mehr aber noch: sie ist erfüllt von der gleichen inneren Lebendigkeit und Menschlichkeit, der gleichen Stimmung wie die Sage. Die Epoche, die ihr bauliches Antlitz prägte, erstand über drei Jahrhunderte später, um 1600, in der Mitte zwischen Sage und Heute: wie trägt sie in anderer Tracht daselbe deutsche Gesicht! Es ist die Renaissance, die hier so eigene Züge annimmt, daß man von einer besonderen Weser-Renaissance spricht. Der feinste Holzbau ist das Lüdingsche Haus (Weidenstr. 8), der kunstvollste das Stiftsherren-Haus in der Osterstraße, der prächtig geschwungener Hauptstraße Hamelns. An ihm haben Baumeister und Gesellen in die Ulmenholztraggewerke, was ihnen gerade in den Sinn kam aus Bibel, Olymp,

### Rätsel aus der Südoeste des Kreises

Gesammelt von R. Kulawski, Hoherlehme-Wildau.

1. Rot geboren, grün gelebt, gelb geworden, abgehauen und ins Grab gelegt.
2. Es läuft ohne Beine, greift ohne Arme, ist kein Mensch und auch kein Tier; es lebt nicht und rührt sich doch.
3. Es fliegt ein Vogel ohne Flügel und setzt sich auf einen Baum ohne Blätter. Kommt eine Dame ohne Mund und frißt ihn.
4. Es fährt ohne Wagen, knallt ohne Peitsche, wird gerupft und hat keine Federn; es ist Fleisch, aber kein Vieh.
5. Vier Brüder greifen sich und kriegen sich nicht.
6. Was guckst du nach mir? Steig lieber hinauf; ist für mich leichter und für dich besser.
7. Zwei Ringe, zwei-Enden und mittendrin ein Nagel.
8. Loch an Loch und hält doch.
9. Warum läuft der Floh nach der Stadt und die Fliege nach dem Dorf?
10. Geh hin, heb hoch, laß nieder, komm wieder.
11. Ein totes Ding geht durch einen dichten Wald und bringt ein lebendiges Wesen heraus.
12. Im Wald ist sie geboren, im Wald ist sie gewachsen; sie ist nach Hause gekommen und weint.

Lösung:

1. Roggen. 2. Schatten. 3. Schnee und Sonne. 4. Fisch.
5. Wagenräder. 6. Kind und Apfel. 7. Schere. 8. Kette.
9. In der Stadt sind viele Menschen, im Dorfe viel Mist.
10. Briefkasten. 11. Kamm und Laus. 12. Geige.

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Einwendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kiesel, Gröben, Post Ludwigsfelde.